

The background of the cover is a photograph showing the silhouettes of three men in suits walking away from the camera on a sandy beach. The man on the left is wearing a hat. The man in the middle is carrying a briefcase. The man on the right is also carrying a briefcase. Their long shadows are cast on the sand in front of them. The sky is a pale, hazy blue.

Andreas Kollender

Von allen guten
GEISTERN

**LESE
PROBE**

PENDRAGON 



© F.-Reinhold

Andreas Kollender wurde 1964 in Duisburg geboren. Er studierte in Düsseldorf Germanistik und Philosophie, arbeitete nebenbei auf dem Bau und in einer Kneipe. Seit 1995 lebt er als freier Autor in Hamburg. Er veröffentlichte bislang die Romane „Teori“, „Der Todfeind“ und „Vor der Wüste“. 2015 folgte im Pendragon Verlag der erfolgreiche Roman „Kolbe“, der als Übersetzung in den USA erschienen ist.

Hamburg, in den 1840er-Jahren

„Das macht man nicht.“

Die Stimme seiner Mutter zitterte. Tu dies nicht, tu das nicht. Ein Satz, der seine Kindheit eingefangen hatte und jetzt versuchte, in sein Erwachsenwerden zu greifen. Von seiner Mutter hörte er solche Mahnungen selten und wenn, dann sanft und leise und nicht in dieser kratzigen Bestimmtheit wie jetzt.

Sie standen vor den geblühten Vorhängen im Salon. Auf dem sonnenhellen Fenster flatterte ein Schattengewirr der Sträucher und Bäume im Garten und löste die Scheibe in fließenden Glanz auf. Es roch nach Sommer und Blumen. Das Hausmädchen Klara hatte gelüftet, Ludwigs Mutter hatte die hohen Glastüren wieder geschlossen und gegen die Rahmen gedrückt, als wolle sie das Haus vor einem Sturm verriegeln.

„Wenn man einen anderen Menschen so intensiv anschaut, wie du das in letzter Zeit bei mir machst“, sagte sie, „dann ist das sehr, sehr unangenehm. Warum machst du das denn, Ludwig?“

„Ich weiß nicht“, log er.

Seine Mutter fragte, ob er heute schon seine Klavier- und Fechtübungen gemacht habe und erzählte ihm von Mozart.

„Man sagt, der habe ein ganz wildes Leben geführt, viel getrunken und gefeiert. Der soll gar nicht so vornehm gewesen sein, wie er auf den Porträts immer aussieht.“

Eine Böe stieß durch den Garten und verwirbelte das Gesprengsel von Licht und Schatten auf Mutters Gesicht.

Sie hörten die Vordertür des Hauses klacken, Ludwigs Vater, zurück aus dem Büro in Hamburg, redete kurz mit dem Hausmädchen, dann schritt er in den Salon, sagte „Guten Abend, meine Lieben“ und ging auf die Doppeltür seines Arbeitszimmers zu. Ein großer, breitschultriger Mann, von dem Ludwig dachte, er sei aus Stein gemeißelt worden. Mit einem festen Ruck zog er die Tür hinter sich zu.

„Der Herr Kommerzienrat“, murmelte Ludwigs Mutter. „Na komm, gehen wir in die Küche und machen uns eine Schokolade.“

Seine Mutter veränderte sich. Der großen Frau entglitt etwas, ihr Strahlen erstarb in Blässe, der Mund wurde schmaler und oft presste sie eine Hand gegen die Lippen, obwohl Ludwigs Vater sie deswegen immer wieder scharf zurechtwies. Es schmerzte Ludwig, sah er seine Mutter sich dann abwenden, als erwarte sie eine Ohrfeige.

In der Küche rupfte das Hausmädchen ein Huhn. Ihr Schatten auf den polierten Wandfliesen bewegte sich hektisch. Ludwigs Mutter rührte zwei Tassen Schokolade an, und Klara schnitt mit einem hebelartigen Zurückziehen

des Arms das Huhn auf und zog widerspenstige Innereien heraus.

„Du bist so komisch in letzter Zeit“, sagte Ludwig.

Seine Mutter kam ihm ganz nah, er roch den Schleier ihres Parfums.

„Was willst du, Ludwig? Was?“

Sie verließ die Küche und wegen des weiten sonnen-gelben Kleides konnte Ludwig ihre Schritte nicht sehen, sie schwebte. Es gab keine Chance, ihr unauffällig nachzu-spüren. Sie ging die Treppe hinauf ins Schlafzimmer. Der Zutritt zu diesem Raum war ihm und seiner Schwester Ju-lia von klein auf vom Vater strengstens verboten worden. Manchmal rätselten sie, wie es hinter dieser Tür aussehen mochte oder was sich dort abspielte. Wenn er durch das Schlüsselloch guckte, sah er nichts. Der Schlüssel steckte, ein feiner Rand von Licht schimmerte um den schwarzen Querschnitt des Schlüsselbarts.

Klara warf die Innereien des Huhns in einen silbernen Topf.

„Bei mir daheim geht es anders zu, Ludwig“, sagte sie und hielt sich einen blutrosafarbenen Finger an die Lippen.

Immer drehte seine Mutter sich in der Doppeltür zum Salon um, wenn Ludwig dort am Klavier übte. Ob sie ihm nicht ein wenig zuhören wolle? Sie wedelte mit dem Zeigefinger, als lehne sie entschieden eine unangenehme Aufforderung ab. Er begriff das nicht. Er pflückte Gänseblümchen, ließ

sich von Klara eine kleine Vase geben und schenkte sie der Mutter.

Sie kaute an den Fingernägeln oder verzerrte ohne jeden Grund das Gesicht, diskutierte heftig mit sich selbst oder warf eine Blumenvase um und starrte minutenlang auf die Scherben und die wässrigen, grünen Stängel der Tulpen. Ein böser Geist schwebte lautlos durch die Räume, huschte hinter die Vorhänge, wehte die Treppen hinauf und hing in den Kronleuchtern, um sich auf Ludwigs Mutter zu senken. Manchmal meinte Ludwig, er könne diese dunkle Energie – oder was immer das war – beinahe anfassen.

Saß Ludwig nach der Schule, nach den Klavierstunden, nach dem Fechtunterricht im Garten auf der weißen Bank, kam Julia manchmal zu ihm. Wenn sie wusste, dass der Herr Vater nicht anwesend war und sie nicht sehen konnte, griff sie nach Ludwigs Hand.

„Ich habe Angst“, sagte sie. „Was ist denn mit Mama?“

„Ich weiß es nicht.“

„Weiß Mama es?“

„Wenn sie es wüsste, würde sie doch etwas dagegen tun, oder?“

Sie sahen ins Himmelblau über der Krone der Eiche.

Beim gemeinsamen Abendessen regte sein Vater sich über die deutsche Kleinstaaterei auf. Das sei unerhört und dieser Nation, die ja kaum als solche zu bezeichnen sei, nicht würdig. Da müsse etwas getan werden. Sie hier in Hamburg,

immerhin eine Weltstadt, über zweihunderttausend Einwohner, aber wozu wäre Deutschland fähig, wenn es mit vereinten Kräften voranschritte?

„Es gibt Wichtigeres“, murmelte Ludwigs Mutter.

„So? Wichtigeres, Annette? Was meinst du denn damit?“

Nach solch einem Essen erschienen häufig Freunde und Kollegen des Vaters, und die Männer zogen sich in den Rauchersalon zurück. Sie redeten laut über Politik, Handel und Zollgesetze. Die große, schwere Tür hielt ihre Stimmen nicht ab.

„Ein wenig mehr Ruhe von den Herren wäre auch mal schön“, flüsterte Ludwigs Mutter. „Das war nur ein kleiner Scherz, meine lieben Kinder.“ Sie hielt Zeigefinger und Daumen einen Zentimeter weit auseinander. „Ein klitzekleiner Scherz. Strukturen, wisst ihr. Einer muss der Herr im Haus sein.“

Sie kicherte. Dann wühlte sie das Gesicht in ihre Hände.

Ludwig merkte sich, welche der Stufen knarrten, welche Dielen quietschten und wo im Haus sich schnell erreichbare Verstecke anboten. Julia weinte häufig und kam nachts in Ludwigs Zimmer geschlichen, um bei ihm in die Wärme des Bettzeugs zu krabbeln.

„Wenn Vater dich bei mir im Zimmer erwischt, dann setzt es was.“

„Er hat doch schon kontrolliert, oder?“

„Manchmal kontrolliert er zweimal.“

Er konnte Julia nicht erzählen, wie streng der Vater ihn ansah, wenn er sagte: „Die Hände über der Bettdecke! Ist das klar? Warzen. Rückenmarksschwund. Hirnerweichung.“

Ludwig wusste nicht, wann es begonnen hatte, dass Mutter sich so seltsam benahm. Früher hörte er sie mit Klara in der Küche lachen, sie sorgte immer dafür, dass frische Schnittblumen in den Zimmern verteilt waren und beim Klavierspielen alberte sie herum und spielte sicher und gut. Sie erlaubte es sich, Scherze mit dem Vater zu machen, sie schaffte es, diesen Mann zum Lachen zu bringen. Sie ging immer beschwingt durchs Haus, trällerte „Wie schön, wie schön“ und Ludwigs Vater sagte, eine Frau, die so aussehe und zudem noch Annette heiße, müsse ja beschwingt sein. Wenn der Herr Vater solche Sätze nur öfter gesagt hätte. War es allerdings zu solch einer Formulierung gekommen, verschloss der Vater sofort danach das Gesicht, als habe gerade ein anderer gesprochen.

Ludwig spielte manchmal mit seiner Mutter vierhändig Stücke von Robert Schumann, die Sonate Nummer zwei in g-Moll und die Nachtstücke, und seine Mutter flüsterte: „Schumann liegt einsam und verlassen in einem Krankenhaus. Der ist ganz unglücklich vor verschmähter Liebe. Der Gute hat versucht, sich zu ertränken. Wegen der Liebe, Ludwig. Wegen der Liebe.“ Flitzten ihre hellen, langen Finger zur Reliquie in C-Dur von Franz Schubert über die

Tasten oder zur c-Moll-Sonate seines Todesjahres, sagte sie, kurz vor dem Tod sei der Mensch immer der beste.

„Immer nur dann. Immer nur dann.“

Seine Mutter ließ ihn allein auf dem Klavierbänkchen zurück. Tod? Versinkende Liebe? In seinem Zimmer nahm er das Übungsflorett aus dem Ständer und focht gegen unsichtbare Geister, bis der Schweiß sein Hemd nässte und die Umwicklung des Florettgriffs feucht war. Er hätte schreien können. Er wollte schreien. Er tat es nicht. Er stellte sich ans Fenster und sah Diana an.

Mit dick eingeschäumten Wangen stand Ludwig vor dem Spiegel. Sein Vater klappte das neue Rasiermesser auf, die Schneide funkelte fischsilbern.

„Schön vorsichtig damit. Die Klinge nie auch nur einen Zentimeter in Längsrichtung bewegen, du schneidest dich sofort. Du bist erwachsen, Ludwig. Fleiß, Treue, Pflicht, Ordnung. Deine Leistungen in der Schule sind sehr anständig. Welche Stellung willst du später in der Firma bekleiden?“

Sein Vater wartete keine Antwort ab, er hatte die Ärmel des Hemdes hochgekrempt, legte Ludwig eine Hand aufs Haar, beugte seinen Kopf zur Seite und zog mit dem Messer über die rechte Wange. Eine hautfarbene Spur entstand im Rasierschaum. So nahe wie jetzt war Ludwig seinem Vater nie zuvor gewesen. Er solle genau hinschauen, er zeige es ihm noch einmal. Das Messer schabte über Ludwigs Haut,

die Spur im Schaum wurde größer. „Wenn es dann an den Kieferknochen geht und unter die Nase, nun, da hilft nur Grimassenschneiden.“

Sein Vater blies die Wangen auf und drehte sich mit schaumweißen Fingern die Nase krumm. Ludwig musste lachen.

Er nahm das Messer, der Griff war warm von der Hand des Vaters. Am liebsten hätte er sich umgedreht und seinen Vater umarmt, aber das ging nicht, so etwas tat man nicht. Ludwig zog mit dem Messer eine neue Bahn in den Schaum. Sie redeten über Segelschiffe, bis Ludwig nicht mehr an sich halten konnte.

„Was ist eigentlich mit der Mutter?“

Ludwig sah im Spiegel nach den Augen seines Vaters. Der hatte immer noch ein lachendes Gesicht, aber sein Blick war aufmerksamer geworden, als lauere er auf Gefahren. Ludwig setzte vorsichtig die Klinge an die Wange und zog das Messer durch den Schaum.

„Gut“, sagte sein Vater. „Gleich noch mal. Lass den Rasierschaum nicht eintrocknen. Ruhig, aber zügig rasieren.“

Ludwig rasierte erst die Wangen, dann mit hochgestrecktem Kopf die Haut vom Halsansatz zum Kieferknochen hin. Er trug einen Sahneschnurrbart.

„Ich glaube manchmal“, sagte er, „dass die ...“

„Es ist alles in Ordnung, Ludwig. Es ist nichts. Gar nichts, verstehst du?“ Auf Ludwigs „Aber“ schnitt sein Vater einen Satz in Scheiben. „Lass. Den. Schaum. Nicht. Eintrocknen.“

Ludwig zog die Lippen ein und kratzte den Schaum zwischen Nase und Oberlippe weg. Er hatte sich nicht ein Mal geschnitten. Mit Händen voll kaltem Wasser wusch er sich.

„Mit Mutter stimmt etwas nicht.“

Sein Vater krepelte die Ärmel des Hemdes herunter, knöpfte die Manschetten zu und griff nach dem Gehrock.

„Du hörst sofort auf mit diesem Unsinn. Rede nicht über Dinge, von denen du nichts verstehst. Das gehört sich nicht.“ Er drückte ihm den Zeigefinger auf die Brust. „Hör auf, deine Mutter zu beleidigen. Ist das klar?“

Sein Vater zog den Rock an, als sei der aus Metall und nicht aus grünem, gutem Stoff von Ladage & Oelke. Er schlug die Tür hinter sich zu.

Abends saß Ludwig an seinem Schreibtisch und schlug die Kladder auf, die er sich von Klara hatte besorgen lassen. Sein Herz drängte. Er wollte zu Papier zu bringen, was mit Mutter geschah. Heute erst war sie weinend vom Tisch aufgestanden und aus dem Haus gelaufen. Sein Vater hatte den Kopf geschüttelt. „Solch eine Haltlosigkeit. Unerträglich. Ihr bleibt sitzen.“ Ludwig wollte ihr Verhalten als „komisch“ bezeichnen, aber das stimmte nicht, auch kannte er keine lateinische Vokabel für „komisch“. „Seltsam“ traf es besser, es barg ein Geheimnis, es konnte Gefahren ausdrücken. „Mirus oder insolitus.“ In wissenschaftlichen Schriften musste Lateinisch geschrieben werden. Die Spitze des Stiftes blieb Millimeter über dem Papier stehen, als halte

jemand Ludwigs Handgelenk. Was, fragte er sich, was geschah mit seiner Mutter?

Es gab ja nicht nur die Menschen, mit denen etwas nicht zu stimmen schien, es gab auch die, die umgehen mussten mit den „Seltsamen“. Es gab ihn, Ludwig, überfordert, unglücklich, unwissend – alle Kissen der Kindheit und Jugend weggerissen. Er begriff es nicht. Er versuchte, theoretisch zu werden, er dachte, wenn er etwas aufschriebe, würde es vielleicht greifbarer. Es gelang ihm nicht.

Er schlug die Kladde zu, schob sie über den Schreibtisch und legte sich ins Bett. Er starrte an die nachtgraue Decke, lauschte dem Rascheln des Windes in den Bäumen vor dem Haus, wälzte sich von links nach rechts und fluchte. Er setzte sich an den Schreibtisch und schlug die Kladde wieder auf. Im Kerzenschein spiegelte sich eine Hälfte seines Gesichts in der Scheibe, die andere war dunkel. Er sah dieses zweigeteilte Gesicht lange an. Er legte den Stift schräg aufs Papier, ließ die Kladde offen und ging wieder ins Bett.

Ludwigs Vater hatte die Kutsche vorfahren lassen.

„Am frühen Sonntagnachmittag durch Hamburg zu flanieren“, sagte er, „ist immer gut. Präsenz zeigen, einen geraden Rücken haben.“

Sie fuhren über die Lübecker Straße Richtung Stadt. Die Kutsche war weich gefedert und bewegte sich manchmal wie ein Boot auf leichten Wellen. Julia lachte. Ludwigs Vater sah sie an und hob einen Mundwinkel. Er wies aus dem Fenster auf ein Haus mit verwildertem Garten.

„Die Nielsens“, sagte er. „Vater Musiker, Mutter Schauspielerin, der Bruder des Vaters Maler, glaube ich. Und das kommt dabei raus.“ Mit eisernem Finger zeigte er auf ein Mädchen, das auf der Wiese Räder schlug. Das Haar der Kleinen zauste lockig und wild und das geblümete Kleid hatte grüne und braune Flecken von Gras und Erde. Sie winkte mit kleiner, schneller Hand.

„Fanny Nielsen“, sagte Ludwigs Vater. „Was soll aus dem Kind bloß werden?“

„Fanny ist meine Freundin“, sagte Julia. Sie winkte jetzt auch.

„Fanny ist doch ein süßes Mädchen“, sagte Ludwigs Mutter.

„Süß? Annette, ich bitte dich! Diese vollkommene Haltlosigkeit. Musik und Malerei sind ja wichtig und gut. Aber diese Haltlosigkeit.“

Ludwig sah Fanny nach. Sie wischte sich mit dem Unterarm Schweiß von der Stirn. Er beobachtete, wie Mutters Hand nach der des Vaters tastete, der sah aus dem Fenster und zog seine weg. Mutters Finger lagen auf den Polstern, erst gespreizt, dann immer enger, bis sie die Hände schließlich im Schoß versiegelte.

Sie gingen auf die Mühlenbrücke und den Turm von St. Nikolai zu, Mutter bei Vater eingehakt und auf Vaters Zylinder strahlte ein Streifen Sonne. Einige Spaziergänger grüßten Ludwigs Vater, Männer lüpfen den Hut und ir-

gendwo in einer Seitengasse wieherte ein Pferd und Hufeisen klackten. Auf der Brücke trat Ludwigs Mutter an das Geländer und sah hinab ins Wasser und auf die Mühlräder, die nach nassem Moos rochen. Vater redete auf Julia ein und sie lief in die Gasse und drückte die Nasenspitze an ein Schaufenster. „Na, na, na“, sagte Vater und Julias Kopf nahm Abstand. Ludwig stellte sich neben seine Mutter an das Geländer. Er schaute hinab in das fließende Wasser mit den geschlängelten Sonnenflecken und dann auf das Profil seiner Mutter. An ihren Händen traten die Knöchel weiß hervor. Ihr Blick stürzte hinab. „Warum sagst du denn nichts, Mama?“, fragte er. Seine Stimme verschwamm mit dem Rauschen des Wassers. Seine Mutter wackelte ein wenig mit dem Kopf und presste die Lippen zusammen.

„Kommt ihr?“ Julia stand plötzlich neben ihnen. „Was macht ihr denn hier? Vater wartet.“

Ludwigs Vater hatte den Hut abgenommen und klopfte sich damit auf den rechten Oberschenkel. Sie bogen auf den Neuen Wall ab, Mutters Arm wie aus Holz bei Vater eingehakt. Auf Geheiß des Vaters blieben sie vor den polierten Schaufenstern von Ladage & Oelke stehen. Hier ließ Ludwigs Vater seine Kleider schneiden, das sollte Ludwig auch bald tun, sagte er, zu Ladage & Oelke gebe es in ganz Hamburg keine Alternative.

„Sehr schöner Chesterfield, nicht wahr, Annette?“, sagte Ludwigs Vater und wies auf eine hölzerne Schaufensterpuppe in einem hellbraunen Wollmantel.

„Oh ja“, sagte Ludwigs Mutter, „welch ein schöner Mantel.“ Ludwig sah erst seine Mutter an, dann ins Schaufenster. Ein Mantel, dachte er. Ein Mantel.

„Hätte es nur diesen Brand nicht gegeben“, sagte Ludwigs Vater. „Das gute alte Hamburg. Jetzt sind hier solch moderne Architekten am Werk. Ich sage, man hätte es wieder so aufbauen sollen, wie es zuvor war.“

„Aber es wird doch schön“, entgegnete Ludwigs Mutter.

„Ach, Annette, ich bitte dich. Man will doch, dass alles so bleibt, wie es ist.“

Auf dem Rückweg polterte die Kutsche über das metallisch glänzende Kopfsteinpflaster und Ludwig sah Mutters Gesicht vibrieren und zittern. Als löse es sich auf, als verliere es die Konturen.

Zu Hause ging seine Mutter ohne ein Wort die Treppe hinauf. Ludwigs Vater rief ihren Namen. Sie verschwand wortlos auf der Galerie.

„Sie war so komisch auf der Brücke“, sagte Ludwig.

„Ruhe“, sagte sein Vater. Julia lief in den Garten und Ludwig presste die Lider zusammen, als könne die Dunkelheit ihn schützen.

„Geh in dein Zimmer!“

„Geh du zu ihr, Herr Vater.“

Sein Vater zeigte die Treppe hinauf. Ludwig steckte die Hände in die Hosentaschen und nahm langsam und schlurfend Stufe um Stufe.

„Geh anständig! Wie ein richtiger junger Mann! Was ist los in diesem Haus?“

Als er sich nach seinem Vater umdrehte, war die Halle leer. Auf dem schwarz-weiß gefliesten Boden lag eine gelbe Raute aus Licht, das durch die Scheiben in der Haupttür fiel. Ludwig setzte sich aufs Bett und ließ die Florettklinge durch die Luft peitschen.

Etwa eine Dreiviertelstunde später wurde unten die Tür geöffnet, er hörte die Stimme seines Vaters und eine andere männliche, aber hohe Stimme. Ein Klang, den Ludwig mit dem Abhören der Brust und dem süßen Geruch von Hustensaft verband. Doktor Stanislawski. Schritte auf den Stufen, das Gespräch wurde lauter, je näher die beiden Männer Ludwigs Zimmer kamen, aber er konnte sie nicht verstehen.

Ludwig wartete einige Minuten und schlich über die Galerie. Die Tür zum verbotenen Schlafzimmer stand einen Spalt weit offen.

„Es ist das Gemüt“, sagte der Arzt.

„Also nichts“, sagte Ludwigs Vater.

„Ach wo, nein. Mal ordentlich ausschlafen, regelmäßig spazieren gehen. Vielleicht eine Reise. Lediglich eine kleine Verstimmung. Ja, nun, sicher, gesunde Ernährung. Bewegung. An der Luft. Der frischen. Draußen.“

Wieso sagte sein Vater nichts zu diesem Gestammel des Doktors?

„Wenn überhaupt somatisch, natürlich“, sagte der Doktor.

„Ich kann Ihrer Gemahlin Beruhigungstropfen dalassen. Machen Sie sich keine Sorgen. Und Sie, gnädige Frau, ruhig auch mal ein Glas Wein, einen kleinen Porter, das schadet nichts.“

Ludwig hörte die Stimme seiner Mutter, verstand sie aber nicht. „Ach wo, ach wo“, sagte Stanislawski und lachte.

Sein Vater und der Doktor erschienen auf der Galerie und sahen zu Boden. Vater zog die Tür zur Mutter heftig zu. Er wollte wegsperren, was auch immer in diesem Zimmer war.

„Was heißt somatisch, Doktor Stanislawski?“, fragte Ludwig.

„Ach, der junge Herr Meyer. Somatisch? Somatisch heißt körperlich. Es ist ja alles Körper, nicht wahr?“

Zurück in seinem Zimmer holte Ludwig die Kladde mit hastigen Bewegungen aus dem Schubfach hervor.

Somatisch = körperlich. Gemüt. Verstimmung.
Beruhigungstropfen. Welche? Und wogegen?

Zum Abendessen erschien Ludwigs Mutter nicht. Sein Vater erklärte Julia Details zum Deutschen Bund und Ludwig hätte beinahe lachen müssen, weil Julia so großäugig dasaß und offensichtlich kein Wort verstand.

Die Abendsonne schien durch die Fenster mit den langen Vorhängen auf das Porzellan. Auf Mutters Teller lag ein

schräger Streifen Licht. Ludwig ging in die Küche. Sein Vater rief ihm erbost hinterher, folgte aber nicht. Ludwig ließ sich von Klara einen Teller Suppe für seine Mutter geben und wickelte einen Silberlöffel in eine dicke Serviette.

„Du betrittst dieses Zimmer nicht“, rief sein Vater. „Das ist ein Befehl!“

Ludwig ging hinauf, den Dampf von Gemüse in der Nase, tippte als Klopfzeichen mit dem Fuß an die Tür und drückte mit dem Ellenbogen die Klinke zum verbotenen Zimmer hinunter. Seine Mutter saß in einem großen Bett, das rote Haar lang und weit aufgefächert. Sämtliche Lampen im Zimmer brannten.

„Geh raus.“

Er stellte den Teller auf den Nachttisch, legte den Löffel daneben und wagte es nicht, seine Mutter anzusehen. Auf der Treppe wischte er sich über die Augen. Als er wieder ins Esszimmer trat, zeigte sein Vater auf ihn.

„Eine Woche Stubenarrest.“

Warum war es so schwer, zu widersprechen? Er ging zu Klara in die Küche und sagte, er wolle sofort einen Kaffee trinken. Der Geruch des Kaffees war für ihn immer bitter und abschreckend gewesen, jetzt wollte er ihn. Kaffee, das war das schwarze, ölige Getränk der Erwachsenen.

„Dann kannst du aber nicht schlafen, Ludwig“, sagte Klara.

„Kann ich sowieso nicht.“

Klara öffnete die schneeweiße Kaffeedose und roch daran.

„Die Bohnen kommen aus Guatemala“, sagte sie. „Von ganz weit her. Vielleicht ein bisschen so wie deine Mutter.“

„Von weit her, meinst du?“

„Ach Ludwig. Allmählich wird es mir hier bei euch zu unheimlich.“

„Du willst doch nicht gehen?“

„Nein. Nein, nein, Ludwig. Ich habe dich und deine Schwester schon im Arm gehabt, als ihr noch Säuglinge wart. Und deine Mutter, so eine nette, fröhliche Frau. Und so hübsch.“

„Und jetzt?“

„Ich kenne mich mit solchen Dingen nicht aus. Aber es macht mir Angst.“ Sie goss Ludwig eine Tasse Kaffee ein, gab Milch und Zucker dazu und reichte sie ihm. „Ist wohl das Leben“, sagte sie.

Man halte die Füße mit ganzer Sohle auf dem Boden, Oberschenkel mit dem größten Teil auf der Sitzfläche, Kopf gerade, den linken Unterarm ganz, den rechten zur Hälfte auf dem Tisch – so sitze ein anständiger Junge, nicht anders, sagte sein Lateinlehrer Doktor Brauer. Ausnahmen seien nicht gestattet, nie und nimmer, und das gelte ebenso für alle anderen Regeln. Ausnahmen – Brauer lachte –, Ausnahmen, was das schon solle. Wer sich oder anderen Ausnahmen gestatte, sei augenblicklich auf dem falschen Weg, der balanciere am Abgrund.

In den Pausen wichen Ludwigs Kameraden ihm aus. Ei-

ner fragte, was mit ihm sei, er schau so böse in die Gegend. Eine Fliege, die auf seinem Pult ziellos über den Schatten des Fensterkreuzes eilte, hielt seine Aufmerksamkeit mehr in Bann als mathematische Gleichungen oder deutsche Grammatik. Er wollte gerne mit einem seiner Freunde reden, aber er schaffte es nicht. Was hätte er auch sagen sollen? Manchmal drückten Tränen in seine Augen.

Die Monate zogen zäh über das Haus. Ludwig ballte oft die Fäuste, um seine Wut nicht hinauszuschreien. Auf seinen Vater war er häufig wütend gewesen, mal auf Kameraden in der Schule – aber jetzt verwandelte sich seine Sorge um die Mutter in Abneigung. Er konnte das niemandem sagen, er schaffte es nicht, es in die Kladden zu schreiben, aber es gab auch keine Möglichkeit, dieses Gefühl zu leugnen. Manchmal wollte er seine Mutter anschreien – und vielleicht, so versuchte er sich zu rechtfertigen, wollte er das nur, um einen Weg zu finden, etwas aus ihr herauszuholen, endlich ein Wort von ihr zu hören, das einen Hauch mehr Klarheit erzeugen könnte.

Klavierlehrer Toomsen meinte, Ludwig spiele in den letzten Monaten zwar eher unsauber, aber mit beachtlich viel Gefühl. Ludwigs Mutter ging an ihnen vorbei, Toomsen sah ihr hinterher. Sie blieb vor der Tür zum Garten stehen, zuckte mit den Schultern und verließ den Raum wieder. Toomsen atmete tief durch und ließ kurz den Kopf hängen.

„Da ist etwas Gutes im Gange“, sagte er, „wenn die Mathematik der Musik, der Noten, der Intervalle und Intermezzi zusammentrifft mit einem menschlichen Herzen. Darum geht es, Ludwig, ums Herz. Immer nur darum. Warum sonst sollten wir Musik machen? Wäre ja Unfug.“

Toomsens Hemdkragen stand offen, er war unrasiert und seine Kleider rochen nach kaltem Tabakrauch. Ein Wunder, dass Vater einen solchen Mann überhaupt ins Haus ließ.

„Was ist übrigens mit deiner schönen Frau Mutter?“

„Was soll denn sein?“

Ludwig schlug in die Tasten und ging. Toomsen stotterte ihm hinterher.

Oben vor dem Zimmer zu Mutter saß eine vom Vater eingestellte Krankenschwester mit Haube und blau-weißer Schwestertracht und der strikten Anweisung, niemanden ohne die Erlaubnis des Vaters dort hineinzulassen. Ludwig fühlte sich, als lebe er in einem anderen Haus, einem schlechten Haus. Es war still, die Frau vor der Tür schaute ihn herausfordernd und besserwiserisch an.

Am frühen Abend verschwand Vater mit Doktor Stanislawski im Schlafzimmer und als sie wieder herauskamen, sah Ludwig seinen Vater hart und blass.

„Besuch, Besuch ist auch gut“, sagte der Doktor. „Die Mutter Ihrer Gemahlin, die Geschwister. Ein wenig Ablenkung.“

Ludwig zog die Tür seines Zimmers auf. Sein Vater sollte wissen, dass er gelauscht hatte. Der Doktor ging steifbeinig

die Treppe hinab. Vater drohte Ludwig mit dem Zeigefinger. Unten half Klara dem Doktor in den Mantel, er wechselte dabei die Tasche von der linken in die rechte Hand und wieder zurück und setzte sich den Zylinder auf den grauhaarigen Kopf.

„Es ist nur eine Verstimmung“, sagte Ludwigs Vater. „Eine Gemütssache. Frauenunsinn.“

„Frauenunsinn?“

„Werd nicht frech.“

Etwas krachte und klirrte von innen gegen die Tür des Schlafzimmers. Ludwig und sein Vater, nur noch wenige Zentimeter voneinander entfernt, starrten die Tür an. Es krachte wieder, etwas platzte, Scherben regneten. Ludwigs Vater schrie nach Klara.

„Der Doktor, Klara! Holen Sie um Himmels willen den Doktor zurück.“

Er rannte auf die Schlafzimmertür zu und es sah aus, als wolle er auf die Klinke einschlagen. Er blieb stehen. Dieser Mann schaffte es nicht, die Tür zu seiner Frau zu öffnen. Das unangetastete Familienoberhaupt, ein erfolgreicher Geschäftsmann, der täglich zur Neuen Börse und zum Handelshaus am Hafen ging, Geschäftsfäden bis ins britische Indien spann, Konsuln aus aller Welt kannte, zu Banketten eingeladen wurde und Reden vor dem Senat hielt. Jetzt spannten seine Schultern den engen Gehrock und er schaffte es nicht, diese Tür zu öffnen. Er machte einen Schritt zur

Seite. Es war eine Aufforderung. Ludwig legte die Hand auf die schwere Klinke, die ersten Zentimeter bewegten sich ganz leicht, dann musste er fester drücken, um das Schloss zu öffnen. Als Erstes nahm er den Duft von Blumen wahr, die auf der Fensterbank und auf einem Nachttisch standen, die Tür schabte über knirschende Scherben. Seine Mutter stand auf dem Bett. Sie griff nach goldgerahmten Miniaturen, einer Karaffe, einem Buch, alles flog quer durch das Zimmer. Ein so dermaßen verzerrtes Gesicht hatte Ludwig noch nie gesehen.

Sie riss den Mund weit auf, kniff die Augen zusammen, ballte die Hände zu Fäusten und schrie. Ludwig hatte bis zu diesem Zeitpunkt nicht gewusst, dass ein Mensch so viel Lautes und Wortloses aus sich herausbrüllen konnte. Eine menschliche Explosion, ungeheure, freie Energie und Kraft. Doktor Stanislawski drängte an ihm vorbei. Im nächsten Moment hatte er ein Kissen im Gesicht und gab ein dumpfes Geräusch von sich. Er warf seine Arzttasche auf das Bett. Ludwigs Mutter trat sie weg. In sicherem Abstand zog Doktor Stanislawski eine Spritze auf.

„Ich habe hier etwas sehr Schönes für Sie.“

Ludwigs Vater stand noch immer weißgesichtig und bewegungslos in der Tür. Die Krankenschwester warf Ludwigs Mutter mit einem gewaltigen Armschwenker um. „Stillhalten!“, befahl sie. In diesem Moment spürte Ludwig eine harte Hand auf der Schulter. Sein Vater schob ihn aus dem Zimmer und knallte die Tür zu. Ludwig stieß sie wie-

der auf und die Tür traf seinen Vater im Gesicht. Er hielt sich die Nase und stöhnte. Wieder drückte er Ludwig weg, diesmal wurde die Schlafzimmertür von innen verschlossen. Ludwig hörte seine Mutter schreien. Julia und Klara standen auf der Galerie. Klara legte einen Arm um Julias schmale Schultern. Irgendwer in Ludwig sagte Du bist ein junger Mann, du bist ein junger Mann, aber er ging doch zu den beiden anderen und hielt sie fest.

„Ich finde es entschieden nicht gut, was diese Frau da macht, bei allem Respekt, Herr Kommerzienrat“, sagte Stanislawski unten in der Halle.

„Ich bitte Sie inständig um Verzeihung, Herr Doktor. Das Benehmen meiner Frau ist in der Tat so nicht tragbar.“

Er zog das Revers zurecht.

„Was ... nun, was war das gerade, Herr Doktor?“

„Hm, ja, ich denke, Tobsuchtsanfall wäre ein Terminus technicus, der nicht gänzlich ... man könnte eventuell, aber sicher ist das nicht ... Oder weibliche Hysterie – weibliche Hysterie –, an sich harmlos, eine Frauensache. Die wir zum Glück nicht kriegen. Ich habe ihr Bromkalium gegeben, das sollte sie ruhigstellen. Wenn das alles ... Wenn sich das wiederholen sollte ... Nun, so etwas könnte, unter gewissen Umständen und beim Zusammentreffen besonderer Vorkommnisse ja ein wenig – ich will nicht sagen ...“

„Stanislawski, Herrgott.“

„In unserem Allgemeinen Krankenhaus gibt es eine gute

Abteilung für solche ... Hat einen sehr ordentlichen Ruf. Ich selbst war natürlich noch nie dort, aber man hört doch eigentlich nur Gutes.“

„Eine Abteilung wofür, Doktor?“

„Es liegt an Ihnen, Herr Kommerzienrat. Ihre Gattin ... ich möchte mir nicht anmaßen, kritisch zu sein, aber man kann sich auch zusammenreißen.“

„Welche Abteilung meinen Sie, Doktor?“

„Gemütskrankheiten. Schwankungen des Geistes. So etwas eben.“

„Kommt nicht infrage“, sagte Ludwigs Vater.

Doktor Stanislawski kam eine Zeit lang jeden Tag. Er roch nach Zigarren und die lederne Arzttasche schien mit seiner Hand verwachsen.

„Sollte man einen Experten hinzuziehen, Herr Doktor?“, fragte Ludwigs Vater. „Und falls ja, dann muss das diskret vorstattengehen. Der Ruf der Familie steht auf dem Spiel.“ Er tippte sich auf die Lippen. Das hatte Ludwig noch nie gesehen. „Aber eine Irrenanstalt! Das kann nun weiß Gott nicht Ihr Ernst sein, Doktor.“

„Ach wo, Herr Kommerzienrat, das war lediglich eine vorschnelle Idee. Darum geht es nun wirklich nicht. Das ist ja etwas gänzlich anderes. Die sind ja alle verrückt da. Bei Ihnen und Ihrer Familie kann es kaum um so etwas gehen. Ich meine, wohin kämen wir denn dann?“

Andreas Kollender hat sich beim Schreiben von dem historischen Ludwig Meyer inspirieren lassen, einem kämpferischen Psychiater, der seiner Zeit weit voraus war. Meyer, der die Wirren der 1848er-Revolution miterlebt hat, lehnte jegliche Form der Unterdrückung ab und wollte die Welt nicht nur für seine Patienten besser machen. Kollender hat einen brillanten Roman über einen humanen Reformen und dessen Leidenschaft für die freiheitsliebende Fanny geschrieben.

„Kollender hat hervorragend erzählte Romane veröffentlicht, die zum Besten gehören, was die deutsche Literatur in den letzten Jahren hervorgebracht hat.“

WDR | Ulrich Noller

Lese- und
Presseexemplare
auch digital
erhältlich!

presse@pendragon.de



Andreas Kollender
VON ALLEN GUTEN GEISTERN

Roman | 440 Seiten
Klappenbroschur | 13,5x20,5 cm
Euro 17,00 / 17,50 (A)
ISBN: 978-3-86532-575-4

Auch als eBook

Hamburg 1864: Ein Markttag auf dem Heiligen-geistfeld. Ludwig Meyer bietet ungewöhnliche Ware an: Zwangsjacken. Die Leute staunen. Als Leiter der Heil- und Irrenanstalt Friedrichsberg will er die entwürdigenden Zustände in der Psychiatrie verändern. Niemand soll mehr gequält oder weggeschlossen werden. Meyer will seine Patienten verstehen lernen. Dafür braucht er Zeit, aber keine Zwangsjacken.

Dabei stößt er auf erbitterten Widerstand. Er bleibt unnachgiebig. Doch durch seine Obsession bringt er die in Gefahr, die er schützen will. Ein Unglück kann er nicht verhindern.

Ludwig Meyer zweifelt an sich, besonders in der Gegenwart von Fanny – einer Schauspielerin, die ihn magisch anzieht und gleichzeitig irritiert. Er kann sich ihr nicht entziehen, weder ihrem geheimnisvollen Wesen noch ihrer Schönheit. Meyer weiß viel über die Menschen, aber eben nicht alles ...

Nach „Kolbe“ gelingt Kollender mit „Von allen guten Geistern“ der nächste große Wurf!